Zeitschrift: (Der) Schweizer Geograph = (Le) géographe suisse
Band: 5 (1928)
Heft: 2

Artikel: Im Bündnerland
Autor: Suter, Karl
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-7256

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bern, 1. Februar 1928 No. 2 5. Jahrgang

DER
SCHWEIZER GEOGRAPH
LE GÉOGRAPHE SUISSE

ZEITSCHRIFT DES VEREINS SCHWEIZ. GEOGRAPHIELEHRER, DER GEOGRAPHISCHEN GESELLSCHAFT VON BERN UND DER GEOGRAPHISCH-ETHNOGRAPHISCHEN GESELLSCHAFT VON ZÜRICH

REDACTION: PROF. DR FRITZ NUSSBAUM, HOFWIL BEI BERN

Verlag: Kümmerly & Frey, Geographischer Kartenverlag, Bern
Abonnement, jährlich 10 Hefte, Fr. 5.—.

Im Bündnerland.

Von Karl Suter, Zürich.

In der zweiten Hälfte des Juli besuchte das geographische Institut der Universität Zürich unter der tüchtigen Leitung der Herren Professoren Flückiger und Wehrli in einer fünftägigen Exkursion, von der hier in Kürze die Rede sein soll, das nordgraubündnerische Rheingebiet.

I.

Ueber Landquart liegt ein nüchterner Morgen, und die Dünste in den Bergen brauen. Aus dem Grün des Tales heben sich viele Aecker, kornübersät oder mit Mais bestanden, die Hänge bekleidet in Fülle der Laubwald und hoch über ihm die Föhre, und auf den mächtigen Schuttkegeln, die die Wildwasser aus dem weichen, dunklen Bündnerschiefer der rechten Talwand herausgeschwemmt haben, gedeiht in Menge und Güte die Rebe. Im Churer Rheintal ist es infolge der hohen Gebirgsumrahmung verhältnismässig warm und trocken, zudem zieht da hindurch öfters der Föhn. Darum schmilzt hier im Frühling viel früher als in den übrigen Bündnertälern der Schnee.

Aus den gesegneten Rebhängen gucken überall freundliche Dörfer hervor; Landquart allerdings gehört nicht zu ihnen. Es liegt mitten in der Ebene drin, ist klein und datiert erst aus den Tagen, da man das Geleise durch den Prätigau legte. Malans gefällt einem da bedeutend besser; in seinen frohen Lauben und Nischen hat vor hundert Jahren Johann Gaudenz von Salis-Seewis, die rätische Nachtigall, manch entzückendes Gedicht geschrieben. Der Ort vermittelt einen schönen Ausblick auf das ganze Quertal des Rheins bis Chur hinan, wo der Fluss von seiner ursprünglichen Richtung rechtwinklig abbiegt und das Antlitz Bündens nach Norden gegen Deutschland richtet.

Durch eine enge Scharte im Gebirgskörper, die die Landquart wohl zu einer Zeit bereits, da die Alpen eingepanzert lagen, herausgefressen hat, zieht der Weg hinein ins Prätigau. Da tut sich uns mit einem Male ein anderes Bild auf. Kühler und bedeutend niederschlagsreicher als das Haupttal ist diese Gebirgskammer zum Wiesland und damit zur Viehzucht prädestiniert; der Getreideanbau ist heute völlig verschwunden. Die Talhänge sind, besonders wo es viel Schatten hat, mit dichtem Wald bedeckt; im Herbste kleidet der grosse Buchenbestand die Talschaft in eine bezaubernde Farbenpracht. Fast von allen Gemeinden aus wird in grosser Menge Holz nach dem Mittellande hin exportiert. Seit dem Jahre 1850 ist die Bevölkerungszahl im Prätigau konstant geblieben, nichtsdestoweniger weisen drei Viertel der Gemeinwesen, vornehmlich die höhergelegenen Siedelungen, einen deutlichen Rückgang auf.

So leben beispielsweise von den rund tausend Bürgern der Gemeinde St. Antönien gegenwärtig ungefähr drei Viertel auswärts. Ungeachtet dieser folgeschweren Erscheinung gibt es immer noch einige Gemeinden, die, zäh am Alten festklebend, keine neuen Bürger aufnehmen wollen. Diese merkwürdige Tatsache hat einen geschichtlichen Hintergrund. Einst besass Bünden die Untertanengebiete Veltlin, Cleven und Worms, wo es für die einzelnen Gemeinden des Prätigaus abwechslungsweise sehr einträgliche Stellen zu bekleiden gab. In der Regel fielen diese Aemter dem Gemeindebürger, der am meisten Geld zu bieten vermochte, zu. Die eine Folge dieser bedenklichen Prozedur war, dass die Dorfgenossen, um ihre Aussichten nicht zu verschlechtern, sich der Aufnahme neuer Bürger strikte entgegensetzten. Auch in Bünden ist es da und dort mit der guten, alten Zeit recht wenig weit her. Besonders im Armenwesen stand es noch vor wenigen Jahrzehnten bedenklich schlimm. Da die Gläubiger das Recht hatten, innerhalb von drei Tagen das geliehene Geld zurückzufordern, wurde ungeachtet des frommen Gebotes, man soll die letzte Gais nicht pfänden mögen, manche Familie buchstäblich auf die Strasse gestellt und von Tür zu Tür und von Dorf zu Dorf gejagt. Noch im Jahre 1855 deportierte die Gemeinde Fanas zwanzig ihr zur Last gefallene Familien nach den Kaffeeplantagen von Sao Paulo.

Das Prätigau macht in seinem unteren Teil einen recht prosaischen Eindruck, erst später bei Schiers und Fideris, wird es anmutig und lieblich. Durch seine grünen Wiesen rauscht die Landquart; sie ist seit der Hochwasserkatastrophe von 1910 manchenorts kostspielig verbaut. Das Tal hat keine Industrie; dafür darf es sich eines ordentlichen Fremdenverkehrs rühmen. Am besten ist das hübsch im Anblick der Silvretta gelegene Klosters besucht; die günstigen Schneeverhältnisse haben es zum bedeutenden Winterkurort gestempelt.

II.

Der Wald bildet das eine Hauptelement im Charakter der bündnerischen Landschaft. Er überzieht die Tiefe üppig und voll und umkleidet die Talhänge bis in stattliche Höhe. Da ist Schatten, Einsamkeit, Schweigen und für den Menschen Zuflucht und Erholung. Aus ihm sind wir in die offene Welt der Alpweiden gestiegen, die in breitem Gürtel die Berge umschmiegen; sie bilden den andern Grundzug dieses Landes. Auf der Passhöhe

des Duranna, der vom Prätigau nach Langwies im Schanfigg führt, sind wir inmitten einer Heuwildnis. Viele umwetterte Stadel gucken aus ihr, die im Spätsommer, wenn die Langwieser die fettgewordenen Matten mähen, zur Aufnahme des Heues dienen. In diesem Gebiete ist der Mensch Bauer und Aelpler zugleich; sechs bis achtmal im Jahr muss er als Nomade zwischen Höhe und Tal den Ort wechseln. Heute ist über der Passhöhe, die ein kleines Seelein ziert, ein grauer Morgen aufgegangen. Wenn aber die Sonne scheint, so ist hier eine Entfaltung grossen Glanzes. Die hellen Dolomitbänder und grünen Serpentine ergeben ein Farbenspiel, das an eine vulkanische Wüstenei erinnert.

Graubünden schliesst in sich eine verwirrende Mannigfaltigkeit auch in bezug auf Rasse und Sprache. Den alten Grundstock des heutigen Volkes bilden die Rätoromanen, die eine Mischung zwischen den Rätiern, den Ureinwohnern des Landes, mit den Kelten und vor allem mit den Römern, die das Gebiet eroberten, darstellen. Noch heute wird ihre Sprache im halben Lande oder von einem Drittel der Bevölkerung gesprochen. Seit dem Mittelalter hat die längs des Rheins von Norden her eindringende deutsche Sprache das Romanische stark verdrängt; dazu kommt noch, dass im 13. und 14. Jahrhundert einige Hochtäler durch deutsche Oberwalliser, die sogenannten freien Walser, besetzt wurden.

Von Langwies bringt uns die Bahn nach Arosa. Verklungen ist auch im Schanfigg der Peitschenknall; die Idylle vom alten Postillon hat sich ins Traumland verflüchtigt. Dafür summt nun alle Art von Motor der Plessur monoton ins Lied. Er entführt alljährlich Tausende von Fremden aus der Hast des Alltags in die freie Bergwelt, hinauf nach Arosa. Da ist wenig Lärm, da ist es still und schön, da ist auch im Winter bei Schnee- und Eisfreude viel Licht und Wärme. Nur seinetwegen hat man vor dreizehn Jahren die teure Bahn gebaut. Noch vor wenigen Dezennien hätte niemals ein Mensch daran gedacht. Begreiflich, wenn man weiss, dass im vorigen Jahrhundert die Bevölkerung stark zurückging und der Ort einmal bloss noch fünfzig Köpfe aufwies. Allein Lage und Höhensonne liessen Arosa zum weltbekannten Kurort werden. Mächtige Hotels erheben sich allenthalben. Und auch Unglückliche kommen; seine Sanatorien sollen ihnen ein neues Leben schenken.

Arosa liegt 1800 Meter hoch und in einem Talkessel drin und wird von einem Kranz von Bergen umgeben. Schutthalden umgürten sie, in die die Vegetation vorstösst, ohne sie je zu erobern. Da führen Pässe nach Davos und Lenzerheide hinüber. Das neue, den Fremden dienende Dorf ist vornehmlich um die beiden Seelein gruppiert, das ältere findet sich über dem Wald in den Alpweiden und inmitten von Höckern. Von ihrer einem luegt stolz das alte Kirchlein ins Land. Mächtiger aber als es verkünden die Berge den Frieden, die entzückend in den Abendhimmel leuchten.

III.

Wir wandern auf der Terrasse von Maran. Die Wintergäste von Arosa kennen gut den Ort. Denn da ist aussichtsreiche, licht-

umspannende Weite und in den Wintertagen sogar ein bischen länger als in Arosa unten die Sonne. Von den Morphologen werden diese Talterrassen als die Ueberreste alter Talböden gedeutet. Wir müssen ebenso wie das organische Leben auch die Landschaft unter dem Gesichtspunkte ständigen Wandels betrachten. Nur der kurzen Zeitspanne einer Generation erscheint sie, die andere zeitliche Masstäbe erheischt, in eherner Unveränderlichkeit; auch sie bewegt der Rhythmus ewigen Werdens und Vergehens. Ueberall in den Alpen tritt uns markant der Formenschatz der jüngsten geologischen Epoche, der Eiszeit, entgegen. Vor vielen tausend Jahren schickten die Alpen mächtige Eisströme aus. Nur die höchsten Zacken und Gräte ragten aus ihnen, grönländischen Nunatakern gleich, empor. Was aber die riesige Eisflut bedeckte, das hat sie bestimmend modelliert. Die grossen Täler wurden in verschiedene stufenartig übereinanderliegende Becken gegliedert, zur Trogform vertieft und erweitert und die Felswände bis in ansehnliche Höhe gerundet und geschliffen. Ueberall sind die Hänge mit oft mächtigem Gletscherschutt, den Moränen, ausgekleistert. Die Seitentäler, die kleinere und weniger erosionsfähige Gletscher als die Haupttäler bargen, liegen darum über ihnen und münden in einer oft hohen Stufe in sie, über die sich ein Bach als tosender Wasserfall oder in wildeingefressener Schlucht stürzt. An vielen Orten wurde der Boden vom Gletscher mit Rundhöckern überdeckt. In den Höhen oben finden sich die vom Eise geschaffenen, nischenförmigen Ausweitungen der Kare. Die Bündnertäler tragen aber auch zahlreiche Spuren jüngerer Vorgänge. Die Talseiten sind durch eine Menge grosser Gehängefurchen, den Runsen, aufgeritzt, durch die in regnerischen Zeiten die Wildwasser schäumen und neuen Schutt losreissen und verheerend ins Tal wälzen. Für ihre Verbauung, auch im Schanfigg, hat der Kanton schon viele Millionen ausgegeben.

Nun hat sich der Himmel langsam geöffnet, und aus dem rebellischen Wolkenjagen kristallisiert sich das Panorama Bündens in die hellste Lichtflut. In Tschiertschen oben umwehen uns sonnige Lüfte. Wir steigen ins Tal hinunter und erreichen gegen Abend Passugg, das durch seine heilkräftigen Wasser bekannt ist, und bald auch die Landeshauptstadt Chur, das Curia Rhätorum der Römer. In seinem Stadtbilde sind viele Jahrhunderte verwoben. Es wurde, um es vor dem starken Talwind und vor den Ueberschwemmungen des Rheins und der Plessur zu schützen, auf einem Felsknauf an sonniger, rebenbewachsener Halde, den Steilabbrüchen des Calanda gegenüber erbaut, wo sich die ehrwürdige Kirche mit dem bischöflichen Sitz befindet. Um die alte und enge Stadt herum gruppiert sich das neuere Chur mit breiten Strassen, freundlichen Villen und Gärten, frei und offen dem Licht und der Luft. Seit der Rhein kanalisiert

ist, wächst es allmählich trotz Wind und Wetter in die Ebene hinaus, das vornehmere Chur hingegen steigt am breiten, lichtüberfluteten Schuttkegel des Lürlibades empor. Der Ort, der heute gut 15,000 Einwohner zählt, ist dank der sehr günstigen Verkehrslage gross geworden; er liegt an der Rheintalpforte und im Knotenpunkt der wichtigsten bündnerischen Alpenübergänge nach dem Engadin und Italien, die dermalen, da noch keine Bahn unsere Gebirge durchratterte, stark begangen waren.

IV.

Von der Kirche von Ems aus, die auf einem der isoliert im Tal als Inselberge stehenden Hügel thront, erfassen wir die Kontraste zweier Talteile: Rheinabwärts bietet sich uns das gewohnte Bild eines fruchtgesegneten Talbodens dar, flussaufwärts aber tritt uns eine unruhvolle, stark gestörte Landschaft mit unregelmässigen waldbedeckten Wülsten und Höckern, Tumuli genannt, entgegen. Diese Tomalandschaft, die in ihrem Ausmasse in der Schweiz ihresgleichen sucht, besteht aus Bergsturzmassen, die sich in vorgeschichtlicher Zeit von der Glarnerseite her losgelöst haben. Eine bedeutendere Abrissnische zeigt sich beispielsweise da, wo der altbegangene Kunkelpass nach Pfäfers übersetzt. Die riesigste Trümmermasse indessen, die das Tal bis in eine Höhe von sechshundert Meter erfüllt, liegt zwischen Reichenau und Ilanz. Dieser durchaus verkehrsfeindliche Talstrich hat in der kulturellen Entwicklung des Bündner Rheintales eine trennende Scheide gebildet, was sich heute noch darin kundgibt, dass die surselvische, ob dem Walde von Flims wohnende Bevölkerung des Oberlandes vorherrschend romanisch, die subselvische dagegen mit Ausnahme von Ems, dem letzten romanischen Vorposten, längst deutsch spricht.

Dieses Beispiel, dass eine morphologische Eigentümlichkeit kulturell trennt, steht in unserem Lande nicht einzig da. Im Wallis ist der gewaltige Schwemmkegel des Illgrabens über das Rhonetal hinüber, den die Nadelwälder des Pfinwaldes (Pfin vom lateinischen finis = Grenze) überdecken, zur Sprachgrenze zwischen dem deutschen Oberwallis und dem französischen Unterwallis geworden. In Unterwalden scheidet der Kernwald ob Sarnen, auf den Bergsturztrümmern des Stanserhorns gelegen, den Kanton politisch in ob und nid dem Wald.

Von der Höhe der Tumuli aus überblicken wir ein überaus mosaikartiges Gebilde im Ackerland. Es ist das unter die Gemeindegenossen von bestimmtem Alter aufgeteilte Stück der Allmende, die sogenannte Löse. In der Bewirtschaftung des Landes bestehen hier zum Teil noch chaotische Zustände. Die Güter setzen sich nämlich aus einer Unzahl von Parzellen, oft bis zu deren siebzig, zusammen, die weithin verstreut liegen, so dass ein Bauer im Laufe eines Jahres an Weg von Parzelle zu Parzelle fünfhundert bis tausend Stunden nutzlos verlieren muss. Bis nach Ems hinauf bleibt das Klima des Tales von rühmlicher Güte, es lässt hier die ersten Reben am Rheine reifen.

Vor unserem Weggange besichtigen wir noch das Beinhaus bei der Kirche. In ihm sind zu beiden Seiten viele hundert Schädel aufgestapelt. Von der Decke hangen aus Wirbeln hergestellte Ampeln hernieder. Einige Kränze schmücken

den weihevollen Ort, über dem die sinnigen Worte stehen: Gedenke deiner letzten Dinge.

Bei Reichenau, wo sich das Domleschg öffnet, finden wir die letzten Tumuli. Auf einem steht die Kirche von Tamins. Ihr gegenüber erhebt sich auf einer grossen Rheinterrasse Bonaduz mit knallroten Dächern.

Hinter der riesigen, vom Segnesgebiete niedergebrochenen Bergsturzmasse von Flims, deren Volumen auf neun bis fünfzehn Kubikkilometer geschätzt wird, und die den Rhein bis in eine Höhe von hundert Meter staute, war in vorgeschichtlicher Zeit bis nach Ilanz hinauf ein See. Alsdann hat sich der Fluss allmählich in einem heute phantastischen Tobel mit hellschimmernden, grotesken Abstürzen, Pyramiden und Erdpfeilern, durch das uns die rätische Bahn nach Valendas gebracht hat, durch diese Trümmermasse hindurchgefressen und damit den See entleert. Ueberall ist der Bergsturz von mächtigen Moränenwällen, die der letzten Vergletscherung entstammen, überkleistert; er muss sich also in interglazialer Zeit ereignet haben. Den glazialen Ablagerungen, vornehmlich der von lehmiger, wasserundurchlässiger Grundmoräne, haben die paar kleineren Seelein, die im Flimser Schutt sich finden, ihr Dasein zu verdanken.

Ungetrübte Schönheit regiert die Stunde. Stolz und schweigend umschliesst unseren Horizont die Kammlinie der Bündnerketten, und unsere Phantasie erhebt sich bis in die dämonische Einsamkeit ihrer entferntesten vereisten Felsgründe. Von den sonnigen, trockenen und geschützten Terrassen des Vorderrheintales grüssen uns schmucke Dörfer entgegen. Im Tal unten steht noch vereinzelt eine Ruine, Gras wächst längst aus ihren alten Mauern. Wo der Glenner aus dem Lugnetz ins Haupttal mündet, liegt Ilanz, das erste Städtchen am Rhein. Wir kommen nach Sagens und Laax, auch Dörfer mit scheinbar guten, alten Zeiten. Da sitzt eine schöne Bündnerin am Fenster, sehnig, kräftig und mit kastanienbraunen, hübsch gedrehten Locken. Am Nachmittag wandern wir unter tropischer Sonne nach Flims hinauf. An den Steilabstürzen des Flimsersteins gelegen, im Anblick des Piz Riein, steht der Flecken in einer Welt voller Liebreiz und Schönheit und zieht heute als Kurort mit Dutzenden von Hotels ein Heer von Menschen an. Auch heute glänzt er wieder in Farben, da pulsiert Leben, da ist man heiter, da sind alle Sorgen fortgeschickt. Am kleinen Caumasee, den der Wald einsam umgürtet, ist eitel Lust und Freude. Am Abend erstrahlt uns das Land in zartem, rosenroten Licht; nie ist in unsern Tagen zuvor die Sonne ergreifender untergegangen.

V.

Trotzig ragen die Felsen auf, steil stürzen von ihrer Höhe die Wasser. Regenschauer fahren über die Gegend nieder, der Tag beginnt schweigsam und nirgends feiert die Natur ihr Erwachen. Ueber Flims lagert tiefe Schwermut, düster, einsam und wie weltverloren liegen alle Weiler. Wir steigen durch das Flimserkar dem Segnes zu. Wir hoffen, dass uns der Mittag kurze Aufheiterung schenkt. Vergeblich. Am Firmament treibt neu tiefschwarzes Gewölk dahin, fegt in alle Felsgründe hinein und schickt heftigen Regen hernieder. Trübselig blickt alle Kreatur. Die Weiden sind voll von Lachen und Pfützen. Bald hängen uns die Schuhe wie Blei an den Füssen. Von der Segneshütte an folgt der Weg ein Stück weit einem verlandeten See, dann klimmen wir durch Schutt und Schnee, die die steilen Felswände der Tschingelhörner umgürten, dem Passe zu.

Doch da überrascht heute kein Meer von Gipfeln unser Auge, nichts bewegt unsere Seele, nur Regen wühlt um den schroff abfallenden Grat und scharfe Winde pfeifen. Nass und nässer bringt uns der steile Pfad nach Elm hinunter. Trotzdem: Eine schöne Exkursion geht damit zu Ende, und tausend Bilder versinken.

Petsamo.[1])

Eine neue finnische Kolonie.

Einst stiess das Grossfürstentum Finnland ans Eismeer. Bei der Annexion Finnlands durch Russland wurde der Raum von Petsamo, jene 1560 gegründete, an einer seichten Bucht der finnlandischen Nordküste (nordöstlich vom Enaresee) gelegene Klostersiedelung, zum russischen Reich geschlagen. Aber beim Friedensschluss, der Finnland die Freiheit wiedergab, wurde Petsamo den Finnen zurückerstattet, die damit einen neuen, kaum bewohnten, aber besiedlungsfähigen Landstrich erhielten, der ans Mutterland anstösst und an Fläche dem vierten Teil der Schweiz entspricht. In seinem Bereiche kommt noch der nordeuropäische Nadelwald in sibirischer Ausbildung, also als Taiga, vor. Im kontinentalen Klima Nordfinnlands, in diesen vom Menschen unberührten Wäldern und Tundren mussten die Vegetationsverhältnisse in Gegenüberstellung zum Pflanzenkleid im ozeanischen Klima Norwegens ganz besonders zum Studium reizen.

Dieser Idee entsprang das neue Projekt einer Finnlandreise, die dank den neuerstandenen Verkehrswegen viel weiter ging, als ursprünglich geplant war. Der Weg von Rovaniemi aus konnte mit Automobilen zurückgelegt werden und zur Traversierung des Enaresees standen zwei Motorboote zur Verfügung. Wertvoll war die wissenschaftliche Begleitung. Auf den Alandsinseln führte die Exkursion Prof. Palmgren, der beste Kenner dieser Inselgruppe, im Innern Finnlands Prof. Linkola, in Kemi und Rovaniemi der Direktor der Forste, der frühere Ministerpräsident Cajander und im hohen Norden hatte Prof. Hâyrén alles vorbereitet. Um das Gelingen der Exkursion hat aber auch der finnische Touristenverein, nicht minder die gastfreundliche Bevölkerung des Landes grosse Verdienste. Ohne diese Führungen und Unterstützungen wäre die Reise unmöglich gewesen.

Die Finnen sind ein gebildetes Volk, die Zahl der Analphabeten ist sehr gering. Sprachlich sind sie aber recht ungünstig gestellt; darum ist es für sie von nicht zu unterschätzendem Vorteil, wenn sie im eigenen Lande bleiben können. Der Vergleich mit Russland erhellt, wie vorteilhaft es ist, wenn die überschüssige Bevölkerung in Kolonien abwandern kann, die ans Mutter-

---

[1]) Nach einem Vortrag von Prof. Dr. Brockmann-Jerosch in der Geographisch-Ethnographischen Gesellschaft Zürich.